

FRIEDENSPREIS 
DES DEUTSCHEN BUCHHANDELS

1995

Annemarie Schimmel

Börsenverein des Deutschen Buchhandels



Roman Herzog

Laudatio

Daß die diesjährige Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels von heftigen Kontroversen begleitet wird, bedarf keiner besonderen Betonung; es ist vor aller Augen.

Aber schon der Verlauf der Diskussion, die es dieserhalb gegeben hat, stimmt mich hoffnungsvoll. Nach einem Anfang, der wahrlich kein Ruhmesblatt war, hat sich eine Debatte entwickelt, die in mehr als einer Beziehung zur Vertiefung des Verständnisses beigetragen hat. Sie hat, wenn ich recht sehe, die sonst üblichen Frontverläufe überwunden. Sie hat uns - sowohl unter den Befürwortern als auch unter den Gegnern der heutigen Preisträgerin - ins Gedächtnis gerufen, daß political correctness keine legitime Schranke der verfassungsrechtlich verbürgten Meinungsfreiheit sein kann. Sie hat Gelehrte aus ihren Studierstuben getrieben und zu öffentlicher Stellungnahme veranlaßt. Sie hat schon heute zu der Erkenntnis geführt, daß eine vertiefte und differenzierende Beschäftigung mit dem Islam für uns aus außen- wie aus innenpolitischen Gründen lebensnotwendig ist. Und sie hat schließlich auch schon die ersten Früchte der Wissensvermittlung getragen; wer von uns hätte vor dem Streit um Annemarie Schimmel wirklich sagen können, was Sufismus ist oder - noch wichtiger - nach welchen Gesichtspunkten man eine Fatwa zu beurteilen hat?

Der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels steht in der Tradition der Aufklärung und dient, wie schon sein Name sagt, dem Frieden - dem Frieden zwischen den Menschen, zwischen den Völkern und gewiß auch zwischen den großen Kreisen kultureller und geistiger Tradition, die es auf dieser Welt stets gegeben hat, die in letzter Zeit jedoch in erstaunlicher, ja dramatischer Weise neue Konturen und neues Selbstbewußtsein gewonnen haben.

Daß der Islam für uns eine aktuelle Herausforderung ist, merken wir schon in unserer Nachbarschaft. Und das Judentum begleitet uns seit einem vollen Jahrtausend, im Guten wie im Bösen. Aber daneben gibt es auch andere Reli-

gionen und Kulturen, die in Hunderten Millionen Köpfen und Herzen wirksam sind und sich ebenfalls auf sich besinnen: den Buddhismus, den Hinduismus und den Konfuzianismus, um nur die größten zu nennen.

Es mag ja sein, daß die Gemeinsamkeiten aus Naturwissenschaft, Technik und globaler Information, aus weltweiter wirtschaftlicher Verflechtung und vielleicht sogar aus neu entstehenden Sicherheitsstrukturen uns davor bewahren, daß jene leichtfertigen Prophezeiungen sich erfüllen, die heute schon einen »clash of civilizations« voraussagen, einen globalen Kulturkampf. Aber ein friedliches, menschenwürdiges Miteinander verlangt mehr.

Es verlangt erstens ein leidenschaftliches Bemühen darum, daß die Grenzen zwischen den Kulturen nicht auf Dauer zugleich Grenzen zwischen Armut und Reichtum bleiben oder werden; deshalb plädiere ich, wo immer es geht, für freie Märkte, für wirtschaftliche Zusammenarbeit und - im Interesse der Ärmsten - für Entwicklungshilfe. Und es verlangt zweitens das nicht erlahmende Bemühen, Gemeinsamkeiten, die vorhanden, aber verschüttet sind, ans Tageslicht zu fördern und zu stärken, und für Ideen, die nach aller Erfahrung Frieden stiften, zu werben und - wo nötig - auch zu kämpfen.

Sie verstehen gewiß, was ich mit den letzten Worten meine: Ich spreche vom Kampf, aber auch vom unermüdlichen und unverdrossenen Werben für die Menschenrechte, auf die sich die Weltgemeinschaft ja schließlich verständigt hat. Vergessen wir dabei nicht, daß sich diese Rechte auch bei uns erst verhältnismäßig spät, in mühsamen kleinen Schritten und mit immer wieder neuen, entsetzlichen Rückfällen entwickelt haben. Zwischen Anspruch und Wirklichkeit gibt es auch bei uns noch eine erhebliche Kluft - ich erinnere nur an die Rechte der Frauen. Die Menschenrechte sind aber nach unserem heutigen Wissen die überzeugendste Idee, die Frieden zwischen Menschen, Völkern und Staaten und schließlich auch zwischen Kulturen zu schaffen

imstande ist.

Nur, alles das setzt voraus, daß die Völker und Kulturen mehr übereinander wissen. Ohne gegenseitiges Wissen gibt es kein gegenseitiges Verständnis, ohne Verständnis gibt es keinen gegenseitigen Respekt und kein Vertrauen, und ohne Vertrauen gibt es keinen Frieden, sondern wirklich nur die Gefahr des Zusammenpralls.

Unendlich viele, zum Teil höchst verschiedene Leistungen sind also nötig, wenn Frieden werden und vor allem bewahrt werden soll. Und jede ist preiswürdig, wenn sie nur groß genug ist. Manche haben gesagt: Wir schätzen ja Frau Schimmel als Wissenschaftlerin, aber warum soll eine wissenschaftliche Beschäftigung mit Literatur, mit alten Schriften, einen Friedenspreis verdient haben? Ich sage dazu: In der dunkelsten Zeit der deutschen Geschichte waren es nicht zuletzt englische, amerikanische und russische Literaturwissenschaftler und Germanisten, die auf ihre Weise ein anderes und, wie wir heute sagen würden, gültigeres Verständnis von deutscher Kultur weitergegeben haben, als das offizielle Deutschland es damals präsentiert hat. Nicht zuletzt diese entsagungsvolle Arbeit - damals sicher auch »unpolitisch« - war es, die ihren spezifischen Beitrag geleistet hat zum späteren Frieden und zur Versöhnung. Niemand, der damals in Oxford oder Harvard Verse aus »Don Carlos« oder »Egmont« interpretiert hat, hat damit den deutschen Totalitarismus legitimiert. Gerade die Tatsache, daß es hier um den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels geht, sollte uns auch die friedens- und versöhnungstiftende Arbeit schätzen lassen, die in der Beschäftigung mit Literatur und Geistesleben bestehen kann.

In unserem Verhältnis zum Islam erweist sich das gegenwärtig sehr deutlich. Man wird der deutschen Öffentlichkeit wohl kaum Unrecht tun, wenn man behauptet, daß zu viele bei der Nennung des Wortes »Islam« vor allem Begriffe wie »inhumanes Strafrecht«, »religiöse Intoleranz«, »Unterdrückung der Frau« und »aggressiver Fundamentalismus« assoziieren. Aber das ist eine Verengung, die wir korrigieren müssen. Erinnern wir uns nur einmal daran, daß es vor sechs- oder siebenhundert Jahren eine große islamische Aufklärung gegeben hat, die dem Westen beträchtliche Teile des antiken Wissens erhalten hat und die sich ihrerseits einem abendländischen Denken konfrontiert sah, das sie als ziemlich fundamentalistisch und into-

lerant empfunden haben muß.

Anderes kommt hinzu: etwa die von Annemarie Schimmel so sehr betonte Existenz sufistischer Geistesströmungen im islamischen Denken, die dieses viel differenzierter erscheinen lassen als die allbekannte Unterscheidung zwischen Sunna und Schia. Und endlich sollten wir zur Kenntnis nehmen, daß die islamische Welt - ganz ähnlich wie die unsere - kein monolithischer Block und schon gar kein fundamentalistischer Block ist. So ist zum Beispiel der indonesische Islam etwas ganz anderes als der iranische Islam, und immerhin ist Indonesien heute das größte islamische Land. Haben wir, ein weiteres Beispiel, zur Kenntnis genommen, daß die Staatspräsidenten der sechs turksprachigen Länder, die vor kurzem die gemeinsamen Prinzipien ihrer Politik öffentlich formuliert haben, zu diesen Prinzipien auch den Säkularismus gezählt haben? Verstehen wir - was Frau Schimmel uns immer wieder gezeigt hat -, daß viele Dinge, die wir ebenso wie die meisten Muslime dem Islam zurechnen, jedenfalls nicht im Koran niedergelegt sind?

Man wird immer verschiedener Meinung darüber sein müssen, was das für unsere Einstellung zum Islam bedeutet. Daß es uns aber ein klareres und vor allem gerechteres Bild gibt und daß es ernsthafte Gespräche zwischen den Kulturen erleichtert, das sollte doch niemand bestreiten. Und ich wiederhole: Das wird nicht nur unser Auge für die weltpolitische Bedeutung des Islams schärfen, sondern es ist auch für unser Verhältnis zu den Muslimen entscheidend, die in unserem Land leben.

Wahrscheinlich ist sogar der Begriff »Fundamentalismus«, der uns so leicht über die Lippen geht, so zweideutig, daß er schon wieder irreführend wirkt.

Wer heute »Fundamentalismus« sagt, der verbindet damit meist - und nicht zu Unrecht - die Vorstellung von Demütigung der Frauen, von unmenschlichen Strafen für Diebe und Ehebrecherinnen, von Anschlägen gegen mißliebige Schriftsteller und Journalisten. In Wahrheit ist das, was wir landläufig als Fundamentalismus bezeichnen, jedoch nichts anderes als die politische Instrumentalisierung religiöser Gefühle, der blanke Griff zur totalitären Macht. Dieser Mißbrauch der Religion droht besonders dort, wo soziale Not und Rechtlosigkeit den Nährboden für die Manipulation der Massen bieten.

Ich wiederhole hier, was ich an anderer

Stelle schon gesagt habe: Das sind Erscheinungen, die wir unter gar keinen Umständen akzeptieren können und die wir weder aus außenpolitischen Rücksichtnahmen noch aus einem schwächlichen Werterelativismus tolerieren können. Wenn wir in einen Dialog mit anderen eintreten, bringen wir einige Essentials mit, die nicht verhandelbar sind. Dazu gehört die Freiheit der Rede, und dazu gehört vor allem, daß niemand wegen seiner Überzeugung zu Schaden gebracht werden darf. Eine lange, oft blutige und grausame Geschichte hat uns Europäer gelehrt, daß diese Rechte niemals mehr zur Disposition stehen dürfen. Deswegen kann hier niemand Todesdrohungen für ein Buch akzeptieren. Wer diesem Satz nur eine partikuläre, westliche Überzeugung zuschreiben will, die sich zu Unrecht universale Geltung anmaße, dem sage ich: Einen Dialog gibt es nur, wenn niemand befürchten muß, wegen einer Äußerung gefangen genommen, gefoltert oder ermordet zu werden. Diese Spielregel ist weder westlich noch östlich noch sonst irgendwie geographisch relativierbar. Sie ist die begriffliche Grundvoraussetzung für ein Gespräch überhaupt.

Und damit niemand denkt, ich meine das nur abstrakt und allgemein, will ich es ganz konkret sagen: Wer immer Salman Rushdie oder wen auch immer wegen eines literarischen Textes mit dem Tode bedroht, der muß in uns einen unnachgiebigen Gegner sehen. Wer mit Tod und Folter bedroht wird, dem stehen wir zur Seite. Deshalb fordere ich von hier aus die Männer, die für die Morddrohungen gegen Schriftsteller wie Salman Rushdie verantwortlich sind, zu einer ehrlichen, verlässlichen Rücknahme dieser Drohungen auf, vor allem aber zur Aufhebung des unseligen Kopfgeldversprechens.

Klar muß aber ebenso sein, daß unter uns auch der Hinweis auf die Erschütterung vieler frommer Muslime über etwas, was sie als Gotteslästerung empfinden, nicht verboten sein kann.

Hier liegt genau der Grund für meine Vermutung, daß wir unter uns, wenn wir von Fundamentalismus sprechen, nicht entfernt darüber einig sind, was wir damit meinen. Geht es nur um die Übergriffe, die ich vorher mit Beispielen umschrieben habe, die nach unserer eigenen geschichtlichen Erfahrung kommune Menschenrechtsverletzungen sind und die wir daher - ganz einfach und ohne jede weitere Diskussion - als schwerkriminelles Unrecht bezeichnen und be-

handeln müssen, so ist die Sache verhältnismäßig einfach, und es bleibt »lediglich« die Frage, welche Folgerungen wir daraus für unser außenpolitisches Verhalten zu ziehen haben. Protest, politische Sanktionen oder geduldiges, aber unmißverständliches Werben für unsere Standpunkte? Und ich finde, jeder dieser Wege hat seine Berechtigung. Wir müssen aber stets prüfen, welcher von ihnen in einer konkreten Situation am weitesten führt.

Es gibt hier aber möglicherweise noch eine tiefere Schicht des Empfindens. Ich habe schon von der islamischen Aufklärung gesprochen, die in unserem christlichen Kulturkreis wahrscheinlich auf Gegenpositionen gestoßen ist, die wir heute selbst als - christlichen - Fundamentalismus bezeichnen würden. Ist es nicht denkbar, daß sich die Fronten seither verkehrt haben? Daß wir uns mit dem Islam so schwer tun, weil er oft auf einer tiefen Volksfrömmigkeit beruht, während wir selbst in einer weitgehend säkularisierten Welt leben? Und wie leben wir dann, wenn ich recht haben sollte, mit diesem Dissens? Wollen wir fromme Muslime allen Ernstes mit den gewalttätigen Fundamentalisten identifizieren, nur weil wir selbst für die Verspottung religiöser Gefühle anderer kein rechtes Gefühl mehr haben oder zumindest kein rechtes Gefühl mehr zeigen?

Von Werterelativismus unsererseits halte ich in diesem Zusammenhang gar nichts. Pluralität und Toleranz sind gewiß wichtige Dinge, auf die ich unter keinen Umständen verzichten möchte. Wenn sie aber funktionieren sollen, müssen sie realistisch und ehrlich sein, und das heißt: Man muß einerseits die Positionen des anderen kennen und verstehen, und man muß andererseits einen eigenen Standpunkt haben, um den des anderen überhaupt tolerieren zu können. Werterelativismus allein führt zur Standpunktlosigkeit und nicht zur Toleranz.

Für uns, ich wiederhole es, sind die Menschenrechte unverzichtbar: die Würde des einzelnen Menschen, die Unverletzlichkeit des menschlichen Lebens, das Verbot von Folter und körperlichen Strafen, die persönliche Freiheit, die Gleichberechtigung von Mann und Frau, die Freiheit des Denkens, der Religion und der weltanschaulichen Überzeugung; ich will die Reihe hier nicht vollständig aufzählen. Hier können wir unsere Überzeugungen, die aus schlimmen geschichtlichen Erfahrungen gewonnen und gefestigt sind, nicht um ein Jota relativieren.

Aber: Jede weltweite Debatte über die Menschenrechte zeigt zugleich, daß wir im Diskurs zwischen den Kulturen mit Bekenntnis und Protest allein nicht auskommen werden.

Eine jahrzehntelange Erfahrung sagt mir, daß wir beim Werben für unsere Standpunkte viel weiter gehen müssen als nur zu Bekenntnis und Protest, und hier ist wieder die Kenntnis, das Wissen über unsere Gesprächspartner gefragt.

In allen Ideensystemen, die uns auf dieser Welt begegnen, gibt es Gedanken und Grundsätze, die miteinander übereinstimmen oder zumindest verwandt sind - auch wenn ihre innersten Begründungen vielleicht weit voneinander abweichen. Es ist nicht besonders originell, hier immer gleich die »Goldene Regel« zu erwähnen, die wir mit einem deutschen Sprichwort so umschreiben: »Was du nicht willst, das man dir tu, das füg' auch keinem ändern zu!« und die es in allen Kulturen der Welt gibt. Aber wenn es gelänge, diese Goldene Regel nur halbwegs zur Maxime praktischer Politik zu machen - was wäre das für ein Ansatz für internationalen Frieden und nicht minder für die Rechte des Individuums! Und das ist nicht der einzige Ansatz, von dem man hier ausgehen könnte. Ein Symposium, das vor einigen Wochen mit Wissenschaftlern und Philosophen aus aller Welt und allen Kulturen an meinem Berliner Amtssitz stattgefunden hat, läßt mich an noch ganz andere geistige Ressourcen denken. Zusammen mit gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen auf offenen Märkten, mit den Erkenntnissen, die die Naturwissenschaften auf der ganzen Welt gleich vermitteln, und mit den modernen, weltweiten Informationsmöglichkeiten könnte etwas daraus werden, was uns den globalen Kulturkampf erspart. Es lohnt sich, finde ich, dem größten gemeinsamen Nenner der Kulturen nachzuspüren.

Wohlgemerkt: Die Suche nach einem kulturübergreifenden ethischen Minimum heißt nicht, daß wir uns in unserem eigenen Eebensbereich damit begnügen. Das gleiche gilt natürlich auch für die anderen Kulturen. Diese Suche würde auch nicht verlangen, daß wir darauf verzichten müßten, für unsere Vorstellungen von Menschenwürde und Menschenrechten weiter zu kämpfen und zu werben. Aber wir wie alle anderen könnten das im Frieden tun, und - vor allem - niemand müßte mehr befürchten, daß hier eine Fortsetzung alter kolonialistischer Herrschaftsmethoden mit ideologischen Mitteln stattfindet.

Es mag ja sein, daß ich einen Traum träume,

der sich nicht oder jedenfalls nicht vor unseren Lebzeiten erfüllt. Aber die Schreckensvorstellung eines globalen Kulturkampfes verbietet es uns, den Versuch überhaupt nicht zu unternehmen.

Die Frage liegt nahe, ob nicht ein gemeinsames Interesse aller Staaten und Kulturen besteht, dafür Sorge zu tragen, daß das Szenario nicht zur sich selbst erfüllenden Prophezeiung wird. Kann der interkulturelle Dialog nun Teil einer rationalen Friedensstrategie werden?

Manches spricht dafür, daß es sich bei dem vermeintlichen »Kampf der Zivilisationen« in Wirklichkeit um einen »Kampf der politischen Fundamentalismen« handelt, an dem die gemäßigten Mehrheiten der Völker kein Interesse haben. Die Frage ist, ob in unserer Zeit als rationale Friedensstrategie eine kulturübergreifende Zusammenarbeit der Aufklärer, der Pragmatiker, der Sucher nach einer Zivilisation der Versöhnung gegen die Maler der Feindbilder denkbar ist.

Und für diesen Dialog braucht man Menschen, die zwischen den Kulturen wandern und die über sie Wissen vermitteln, die bereit und imstande sind, sich auch in fremde Begrifflichkeiten und Erfahrungswelten hineinzudenken und das so Gelernte weiter zu vermitteln, die auf diese Weise Brücken des Vertrauens bauen.

Und ein solcher Mensch ist Annemarie Schimmel. Und deswegen hat sie den Friedenspreis verdient. Sie liebt die Geisteswelt des Islam und wird von vielen Muslimen dafür wiedergeliebt; hierin Sympathisantentum mit politischem Fundamentalismus zu sehen, ist falsch und ungerecht. Sie selbst beschreibt in ihrem Buch »Mystische Dimensionen des Islams« die Auseinandersetzung zwischen den islamischen Mystikern, den schon erwähnten Sufisten, und der islamischen Orthodoxie, der die Sufisten nie ganz geheuer waren. Deren mystische Imagination und »inwendiger Islam«, wie ihn der Orientalist Titus Burckhardt nennt, eignen sich nicht für fundamentalistisch-orthodoxe Indienstnahmen. Im Gegenteil, die islamischen Mystiker wurden, wie Frau Schimmel eindringlich dargestellt hat, immer wieder verfolgt, weil sie sich im feindlichen Umfeld eines religiösen Legalismus als die wirklichen Träger der Freiheit verstanden.

Ich will nicht über Parallelen spekulieren, die sich zwischen Sufismus und christlichem Pietismus, gerade auch im sozialen Engagement,

ziehen lassen könnten, obwohl das durchaus reizvoll wäre. Mir als Laien reicht das Indiz aus: Von der atemberaubenden Vielfalt islamischer Strömungen in Geschichte und Gegenwart habe ich ansatzweise erst durch die Bücher von Frau Schimmel erfahren. Und vielleicht ergeht es anderen ja ähnlich. Dann hätten wir gemeinsam Nachholbedarf an Verstehen. Wir können es uns nicht erlauben, die Vielfalt islamischer Strömungen zu ignorieren; das hieße letztlich nur die zu stärken, die differenziertes Denken verhindern wollen. Reden wir also nicht den einheitlichen Islam herbei, den es nicht gibt, der aber den politischen Fundamentalisten ihr Geschäft erleichtern würde. Aus - erlauben Sie mir das Unwort - weltkulturpolitischen Gründen haben wir gar keine andere Wahl, wenn es uns denn um Menschenrechte und Demokratie geht, als über die islamische Welt mehr zu wissen.

Wenn wir uns, wie Frau Schimmel das zeigt, in eine andere Kultur »hineinversetzen«, dann heißt das nicht, daß wir darin versinken. Verständigen können wir uns nur von unserem jeweiligen Standpunkt aus. Wenn wir den eigenen Standpunkt um der Verständigung willen aufgeben, dann gibt es nichts mehr zu verstehen, keinen Unterschied mehr zu besprechen. Wirklich neugierig auf den Islam und seine reiche Kultur kann man doch nur sein, wenn und weil die eigene Kultur eine andere ist.

Frau Schimmel hat diese Neugier in mir geweckt, und ich wünsche mir, daß es vielen anderen ebenso ergeht. Dazu braucht man sich nicht in die geistesgeschichtliche Dogmatik zu vertiefen. Das kann man in Ruhe den Fachleuten überlassen. Ich will Ihnen nur verständlich machen, wie erfolgreich sie für mich zwischen den Kulturen gedolmetscht hat, als sie mich auf meiner Pakistanreise begleitete. Manchmal hat sie mir die Herzen meiner islamischen Gesprächspartner geöffnet. Und es macht einen Unterschied, ob man mit Regierungsvertretern nur diplomatische Höflichkeiten oder, je nach Bedarf, auch Protestdemonstrationen austauscht oder ob es gelingt, jenseits dieser traditionellen Mittel der Außenpolitik in die Substanz der Beziehungen, auch der kulturellen, vorzudringen.

Annemarie Schimmels Versöhnungswerk hat allerdings auch eine innenpolitische Bedeutung, und wir beginnen erst allmählich, sie zu begreifen. Es ist ja heute gar nicht mehr möglich, Überzeugungen geographisch zu trennen. Christen, Muslime, Atheisten wohnen in densel-

ben Ländern, in denselben Städten, ja in denselben Straßen und Häusern. Das Leben ist hier schneller gewesen als der interreligiöse oder interkulturelle Dialog. Der aber muß nun dringend folgen, damit das Miteinander nicht zu einem Alptraum wird. Man kann auf die Dauer nicht miteinander leben, wenn man nicht miteinander redet und wenn man nichts voneinander weiß. Im Verhältnis zum Islam hat uns Annemarie Schimmel den Weg dazu geebnet, und im Verhältnis zu anderen Kulturen hat sie uns gezeigt, wie solche Wege gebaut werden können.

Annemarie Schimmel

Dank

Ich bin zu zutiefst dankbar für Ihre wegweisende Rede, durch die Sie mich geehrt haben und in der Sie die Wichtigkeit der Toleranz und des Verständnisses fremder Kulturen für unsere Politik so stark betont haben! Als ich mit größter Überraschung und Freude erfuhr, daß mir der Friedenspreis zugesprochen wurde, ahnte wohl niemand, daß sich in den darauffolgenden Monaten eine Kampagne von solcher Heftigkeit entwickelte, daß mir mein Lebenswerk, das ich der Verständigung zwischen Ost und West geweiht hatte, zerstört schien. Doch ich habe nicht auf den Preis verzichtet, weil ich mich den Orientalisten, die sich um den stillen Dialog bemühen, verpflichtet fühle, ebenso wie allen Menschen guten Willens in der islamischen Welt, und dem Werk der Verständigung, für das ich ein halbes Jahrhundert gelebt habe. Ich hoffe, daß diejenigen, die mich angegriffen haben, ohne mich oder mein Werk zu kennen, nie ähnliche Seelenqual zu durchleben haben.

Ich habe dies gelernt: Die Methoden von Wissenschaft und Dichtung sind eines, die des Journalismus und der Politik ein anderes. Doch beide Seiten sind sich einig, welche zentrale Rolle dem Wort, dem freien Wort in unserer Gesellschaft, in unserem Leben zukommt. Ich glaube, ich habe in den letzten Monaten oft genug gesagt, daß ich die unheilvolle Fatwa gegen Salman Rushdie ablehne und auf meine Art helfen werde, für die Freiheit des Wortes einzustehen, des Wortes, über dessen befreiende Rolle mein pakistanischer Dichterfreund Faiz in den fünfziger Jahren aus dem Gefängnis schrieb:

*»Sprich: denn frei ist deine Lippe noch!
Sprich: denn dein ist deine Zunge noch!
Dir gehören Knochen noch und Leib.
Sprich: denn dein ist deine Seele noch!
Sieh der Schmiede Flammen lodern!
Wie das Eisen röter wird, wie der Schlösser
Maul
sich öffnet, jeder Kettenring erklirrt...
Sprich! Denn wenig Zeit bedeutet viel vor*

des Körpers und der Zungen Tod! Sprich! Die Wahrheit ist lebendig noch! Sprich, was sie zu sprechen dir gebot!«

Und das führt mich zum eigentlichen Thema meiner Rede.

Manchmal dachte ich, wenn Friedrich Rückert heute lebte, hätte er den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels verdient. Denn er, dessen Motto war: »Weltpoesie allein ist Weltversöhnung«, und der in seinem Leben Tausende von meisterhaften poetischen Übertragungen aus Dutzenden von Sprachen verfaßte, wußte, daß die Poesie, jene »Muttersprache des Menschengeschlechtes« die Völker verbindet als Bestandteil aller Kulturen.

Die Zeit aber, da Rückert von der Poesie als Medium der Weltversöhnung, und das heißt auch des Friedens, sprach, hatte ein ganz anderes Verhältnis zur nicht-abendländischen Welt als wir. Mit Erstaunen und Entsetzen hatte das Abendland im achten und neunten Jahrhundert die Eroberungen der Muslime im Mittelmeerraum verfolgt, hatte aber auch die Grundlagen der heutigen Naturwissenschaft von den Arabern über das jahrhundertlang von ihnen beherrschte Andalusien übernommen. Medizinische Werke wie die von Rhazes und Avicenna galten bis zum Beginn der Neuzeit in Europa als Standardwerke; die Schriften des Averroes befruchteten theologische Diskussionen und wiesen den Weg zur Aufklärung. Vor allem die Übersetzer von Toledo, wo Juden, Christen und Muslime friedlich zusammenlebten, ließen arabische Wissenschaft zum Besitz des Abendlandes werden. Und der Katalane Ramon Lull lehrte den Respekt der Religionen voreinander, der über Diskussionen hinaus zur Erfüllung einer gemeinsamen Aufgabe, des Friedensschaffens, führen soll.

Der Belagerung Wiens durch die Türken 1529 folgten blutrünstige Türkendramen.

Zur gleichen Zeit aber lernte man, durch objektive Berichte von Kaufleuten und Reisenden, eine andere Seite des Orients kennen. Die

erste französische Übersetzung der Märchen aus 1001 Nacht zu Beginn des 18. Jahrhunderts gaukelte Europa einen Orient der Feen, Dschinnen und sinnlicher Verlockungen vor, aus dem Generationen von Dichtern, Malern und Musikern ihre Inspiration schöpften. Gleichzeitig verhalf die Aufklärung der Arabistik und Islamkunde ebenso wie der Indologie zu einer selbständigen Stellung in der Wissenschaftsgeschichte; erste wissenschaftliche Arbeiten und Übersetzungen gaben den Anstoß zur orientalisierenden Dichtung im Deutschen, an deren Spitze Goethe steht, dessen »West-Östlicher Divan« mit seinen »Noten und Abhandlungen« eine bis heute unübertroffene Analyse islamischer Kultur darstellt.

Aber als Rückert 1820, ein Jahr nach der Veröffentlichung des »Divans«, seine ersten von persischer Poesie inspirierten Gedichte veröffentlichte, war es noch immer so, daß die Bürger sich gemütlich anhörten,

»wenn weit hinten in der Türkei die Völker aufeinander schlagen ...«

Wir aber werden täglich durch die Massenmedien nicht nur unterrichtet, sondern unausweichlich eingebunden in ein Bild der Welt, das uns oftmals mit Schrecken, immer aber mit Sorgen erfüllt. Können wir überhaupt noch ein positives Verhältnis zu der islamischen Kultur haben, der wir so viel verdanken, die aber den meisten Europäern fremd erscheint und der immer wieder vorgehalten wird, sie habe keine Reformation, keine Aufklärung gehabt und sei deshalb, wie Jacob Burckhardt vor einem Jahrhundert mit vernichtender Ablehnung sagte, »unfähig zur Wandlung«? Vergessen aber dabei die meisten nicht, daß die islamische Welt zwischen Westafrika und Indonesien höchst verschiedene kulturelle Ausdrucksformen hat, wenn sie auch im festen Glauben an Gott, den Einen und Einzigen, und in der Anerkennung Muhammads als des letzten Propheten eine gemeinsame Grundlage besitzt?

Doch in einer Zeit der Informationsflut, in der Nachrichten uns plakativ überströmen, scheint es fast unmöglich, feiner zu differenzieren und die zarteren Zwischentöne, die positiven Aspekte des gelebten Islam zu erkennen.

»Der Mensch ist der Feind dessen, was er nicht kennt!« heißt es nicht nur im griechischen, sondern auch im arabischen Sprichwort. Mau-

ana Rumi, der große mystische Dichter des 13. Jahrhunderts, erzählt in seinem persischen Prosaerwerk, wie ein kleiner Junge seiner Mutter klagt, daß ihm immer wieder eine schwarze Gestalt erscheine und ihn erschrecke; die Mutter rät ihm schließlich, das furchterregende Wesen anzureden; durch die Art, wie es antworte, könne man seinen Charakter erkennen und sich entsprechend verhalten. Denn es ist das *Wort*, das, wie die persischen Dichter immer wiederholen, durch seinen »Duft« den Charakter des Sprechenden verrät, so wie ein mit Knoblauch gefüllter Mandelkuchen seinen Inhalt verrät, selbst wenn er äußerlich appetitlich aussieht.

»Ein gutes Wort ist wie ein guter Baum«, heißt es im Koran (Sura 14,24), und in den meisten Religionen gilt das Wort als schöpferische Macht und ist Träger der Offenbarung - sei es als fleischgewordenes Wort Gottes im Christentum, sei es als buchgewordenes Wort Gottes im Islam. Das Wort ist das dem Menschen anvertraute Gut, das er hüten soll und das er nicht, wie es so oft geschieht, abschwächen, verfälschen, zu Tode reden darf: denn es besitzt Kräfte, die wir nicht abschätzen können. In dieser Macht des Wortes liegt auch die außerordentliche Verantwortung des Dichters und, vielleicht noch mehr, des Übersetzers, der durch eine einzige falsche Nuance zu gefährlichen Mißverständnissen Anlaß geben kann.

Die alten Araber glaubten, daß Dichterworte gleich Pfeilen wirkten, und noch während des Golfkrieges benutzte der irakische Diktator Saddam Hussein Dichter, um seinen Siegeswillen zu verkünden. Die Rolle gebundener Rede ist bis heute in der islamischen Kultur unendlich viel größer als bei uns; werden wir von Musik angeführt, so der Muslim viel eher vom Klang der Sprache.

Ich habe Istanbul Winkel um Winkel durch die Gedichte kennengelernt, die türkische Dichter seit fünf Jahrhunderten über diese zauberhafte Stadt geschrieben haben; habe die Kultur Pakistans durch die Verse lieben gelernt, die dort in allen Provinzen widerhallten, und als einem meiner Harvard-Studenten das Unglück widerfuhr, zu den amerikanischen Geiseln in Teheran zu gehören, änderte sich die Haltung seiner Wächter, als er persische Gedichte (Rumi, Hafis, Iqbal) rezitierte; hier gab es plötzlich - zunächst für einen Moment - eine gemeinsame Sprache, die auch ideologische Gegensätze zu überbrücken half.

Ich neige dazu, Herders Worten beizustimmen: »Aus der Poesie lernen wir Zeiten und Nationen gewiß tiefer kennen als aus dem täuschenden trostlosen Wege der politischen und Kriegsgeschichte.«

Die langen Klageballaden, die im Indien des 19. Jahrhunderts von Urdu-Dichtern zur Erinnerung an das Martyrium des Prophetenknaben Husain gesungen wurden, dienten auch dazu, in verschlüsselter Form die britische Kolonialherrschaft zu kritisieren, in Worten freilich, die wir erst dekodieren müssen, um ihre politische Brisanz zu begreifen. Durch die Jahrhunderte haben Dichter über Exil und Kerker geklagt, und bis heute bildet die Dichtung eine Nische, in die sich die Menschen unter autoritären Regierungen zurückziehen können, um in Stille an der Veränderung des kulturellen Klimas zu wirken.

Hermann Hesse, dessen »Morgenlandfahrt« uns allen vertraut ist, sagte in seiner Rede zum Friedenspreis 1955: »Sache des Dichters ist es ja nicht, sich irgendeiner aktuellen Wirklichkeit anzupassen und sie zu verherrlichen, sondern über sie hinweg die Möglichkeit des Schönen, der Liebe und des Friedens zu zeigen.«

Meinte nicht der libanesische Dichter Adonis das gleiche, als er inmitten der Schrecken des Bürgerkrieges schrieb:

*»Nimm eine Rose, breite sie aus als Kissen
über ein Kleines
wird dich die Schwäche verzehren
in düsterem Schmutz
nehmen dich Bomben die schweren in ihren
Besitz
über ein Kleines
Nimm eine Rose und nenne sie Lieder
und singe sie für die Welt.«*

Die spätere Poesie der islamischen Völker ist weitgehend geprägt von der Mystik. Aber man sollte nicht, wie es so oft geschieht, Mystik gleichsetzen mit Obskurantismus, mit Flucht vor einer gewissen »Realität« oder als etwas, was für uns, die wir durch die Aufklärung gegangen sind, keinerlei Sinn und Wert mehr hat. Viele der großen mystischen Denker und Dichter waren Rebellen gegen das, was sie als Unrecht empfanden, gegen einen korrupten Staat, gegen haarspaltende Rechtsgelehrte, die, wie der große Denker al-Ghazzali im elften Jahrhundert in seiner Autobiographie schreibt, »zwar alle Einzelheiten des Scheidungsrechtes kannten, aber

nichts von der lebendigen Gegenwart Gottes wußten«. Eine solche Haltung von Mystikern ist aus allen religiösen Traditionen bezeugt: für christliche Mystiker und Mystikerinnen ebenso wie für die ostjüdischen Chassidim, wie Martin Buber gezeigt hat. Diese Menschen gelangten gerade durch die Betonung der inneren Werte zu einer oft schneidenden Kritik der Gesellschaft und wurden zu Vorkämpfern für soziale Gerechtigkeit.

Die Geschichte des Islams kennt zahlreiche Namen solcher Mystiker, deren Leben sich in der Verwirklichung ihrer Gottes- und Menschenliebe erfüllte. Der größte unter ihnen ist al-Halladsch, der teils wegen seiner kühnen religiösen Aussprüche, teils aber wegen seiner politischen Aktivität 922 in Bagdad hingerichtet wurde. Bis heute ist er für die Muslime eine Symbolfigur, gehaßt von der traditionellen Orthodoxie, bewundert von denen, die in ihm den Repräsentanten reiner Gottesliebe sehen, aber auch den Vorkämpfer gegen das, was wir heute das Establishment nennen. Es war seine Parabel vom Falter, der sich in die Flamme stürzt, um dort im »Stirb und werde« neues Leben zu finden, die Goethe zu seinem Gedicht »Selige Sehnsucht« inspirierte. Die Apotheose des »Märtyrers der Gottesliebe«, dessen Name in der progressiven Dichtung der islamischen Länder immer wieder beschworen wird, ist die Szene in Iqbals persischem Epos »Dschavidname« von 1932, in der der Märtyrer ihn warnt:

*» Was ich getan, tust du auch - hüte dich!
Trägst Auferstehn zu Toten - hüte dich!«*

Auferstehung nämlich aus einer verkrusteten Welt der Gesetzlichkeit, nicht durch Leugnung der menschlichen Verantwortung, sondern als Erfüllung der wahren Rolle des Menschen, von dem es im Koran heißt, daß Gott ihn geehrt (Sura 17,72) und ihm ein kostbares Gut anvertraut habe (Sura 33,72). Iqbal, der geistige Vater Pakistans, ist vielleicht das beste Beispiel für eine moderne Interpretation des Islams durch seine Poesie, die in Indien in den dreißiger Jahren in aller Munde war; denn nur durch das leicht zu memorierende dichterische Wort konnte man die weithin illiteraten Massen erreichen. Unter dem Einfluß Goethes und Rumis hat Iqbal - dessen Werke übrigens in Saudi-Arabien verboten sind - einen dynamischen Islam zu postulieren versucht. Er wußte, daß der Mensch

berufen ist, die Erde Gottes im Zusammenwirken mit dem Schöpfer zu verbessern und daß er die niemals endenden Möglichkeiten, den Koran zu interpretieren, ausschöpfen müsse, um im Wechsel der Zeiten zu bestehen. Aber er lehrte auch, daß man sich bei aller Bewunderung für den und der selbstverständlichen Teilnahme am technologischen Fortschritt niemals einseitig auf den Intellekt verlassen dürfe. In einem zentralen Gedicht seiner »Botschaft des Ostens« (seiner Antwort auf Goethes »Divan«) sagt er, daß »Wissenschaft und Liebe«, kritische Analyse und liebende Synthese, zusammenwirken müssen, um positive Werte für die Zukunft zu schaffen.

Damit berühren wir einen Punkt, der mir immer wichtiger erscheint, nämlich das Problem des liebevollen Verstehens fremder Kulturen, wengleich das Wort »Verstehen« heute mit dem Makel behaftet zu sein scheint, daß es einem kritiklosen Verzeihen gleichgesetzt wird. Echtes Verstehen erwächst aber aus der Kenntnis historischer Tatsachen und Entwicklungen; doch solche Kenntnis fehlt heute vielen.

Von Augustinus stammt das Wort »Res tantum cognoscitur quantum diligitur« (»Man versteht etwas nur so weit, wie man es liebt«). Und unsere mittelalterlichen Theologen wußten, daß »Liebe das Auge des Intellektes« ist. Nun kann leicht gesagt werden, daß solche Liebe blind macht. Aber ich glaube, daß tiefe Liebe zugleich die Augen öffnet; man sieht nämlich die Fehler, die Sünden, die ein geliebtes Wesen begeht, mit tieferem Kummer als die eines Unbekannten. Wenn wir, die wir unser Leben damit verbracht haben, die Welt des Islams in ihrer Vielfalt zu erforschen und ihre positiven Seiten einer Öffentlichkeit vorzustellen, die kaum Ahnung von dieser Welt hat, dann ist es für uns ein um so größerer Schock, die Entwicklungen zu sehen, die sich während der letzten Jahrzehnte in Teilen der islamischen Welt vollzogen haben.

In einer Kultur, deren traditioneller Gruß *salam* »Frieden« heißt (wie das hebräische *shalom*), findet zur Zeit eine erschreckende Verengung und Verhärtung dogmatischer und legalistischer Positionen statt. Mochte man anfangs noch glauben, daß es sich dabei um Versuche handelte, sich gegen den wachsenden Einfluß des Westens abzuschotten, um sicher zu sein, daß man dem vom Propheten Muhammad vorgezeichneten Weg so getreulich wie möglich folgte, so sieht es jetzt anders aus. Wir stehen

weithin einem Ausdruck reiner Machtpolitik gegenüber. Ideologien, die sich des Islams als eines Schlagwortes bedienen und mit seinen religiösen Grundlagen kaum noch etwas gemein haben.

Ich jedenfalls habe weder im Koran noch in der Tradition irgend etwas gefunden, was Terrorismus oder Geiselnahme befiehlt oder auch nur gestattet. Die Goldene Regel ist ein wichtiger Bestandteil islamischer Ethik. Kein denkender Mensch wird terroristische Akte, in welchem Winkel der Erde und aus welcher Weltanschauung sie geschehen, gutheißen. Und niemand - so glaube ich - wäre glücklicher als wir Orientalisten, wenn Todesurteile oder Gefängnisstrafen für Personen abweichender Meinung, für Kritiker abgeschafft würden, damit wir endlich wieder zu einem Dialog kommen könnten. Viele der radikalen Fundamentalisten scheinen zu vergessen, daß der Koran mahnt »*la ikraha fi'd-din*«, »Kein Zwang im Glauben« (Sura 2,257) und daß der Prophet davor warnte, jemanden zum *kafir*, zum »Ungläubigen«, zu erklären. Sie versuchen, in der entwurzelten, unter Arbeitslosigkeit leidenden Jugend Anhänger zu finden, die, mit wenigen schlagwortartigen Formeln ausgerüstet, allzu leicht manipuliert werden können. Aber solch ein politisch mißbrauchter Islam ist etwas ganz anderes als gelebter Islam: Er ist, wie Taher Ben Jalloun schreibt, eine Karikatur des echten Islam, »denn er steht für eine politische Doktrin, die es in der arabisch-islamischen Welt bisher nicht gab«.

Aber auch das Bild des Westens in den Medien der verschiedenen islamischen Staaten ist oft verzerrt, und auf beiden Seiten tut Aufklärung not. Merkwürdigerweise ist auch die Kenntnis der eigenen Geschichte und der Leistungen, die Muslime in anderen Teilen der islamischen Welt geschaffen haben, selbst bei liberalen Gebildeten gering, und sie sind überaus dankbar, wenn man sie behutsam an die großen Traditionen ihrer Kultur erinnert, die unter einer Kruste jahrhundertelanger Entwicklungen oft erstarrt oder vergessen zu sein scheinen, die ihnen aber - wie ich glaube - den Weg in eine moderne Zukunft weisen könnten, die ganz die ihre ist. *Behutsam*, sage ich, und nicht mit erhobenem Zeigefinger, was sogleich eine negative Reaktion auf vermuteten »kulturellen Kolonialismus« entzünden könnte. Ich spreche aus Erfahrungen, die ich bei meinen ungezählten Vorträgen in den verschiedenen Ländern des Orients

während der letzten vierzig Jahre gemacht habe. Und in den Jahren, da ich als junge nicht-muslimische Frau an der neugegründeten Islamisch-Theologischen Fakultät in Ankara einen Lehrstuhl für Religionsgeschichte hatte (zu einer Zeit, da es kaum Lehrstühle für Frauen in Deutschland gab), hatte ich auch Kirchen- und Dogmengeschichte zu lehren. Ein wichtiges Fach, denn wir vergessen meist, welche große Rolle Jesus, der »Geist Gottes«, und seine jungfräuliche Mutter im Koran und in der Frömmigkeit spielen. Wir sollten uns gelegentlich an das Wort erinnern, das Novalis in seinem 1801 veröffentlichten Roman »Heinrich von Ofterdingen« der gefangenen Muslimin Zulima in Jerusalem in den Mund legt: »Unsere Fürsten ehrten andachtsvoll das Grab eures Heiligen, den auch wir für einen göttlichen Propheten halten, und wie schön hätte sein heiliges Grab die Wiege eines glücklichen Einverständnisses, der Anlaß ewiger wohlthätiger Bündnisse werden können...«

Judentum, Christentum und Islam kennen das Bild vom eschatologischen Frieden, wenn unter gerechter Herrschaft der Löwe bei dem Lamme liegt. Aber Frieden ist nichts Statisches.

Auch die Unesco-Erklärung über »The Role of Religion in the Promotion of a Culture of Peace« (Dezember 1994) sagt: »Peace is a journey, a never ending process.« Frieden ist ein Prozeß des lebendigen Wachsens, der in jedem von uns beginnt. Für die islamischen Mystiker war die Läuterung des Selbst in ständigem Kampf gegen ihre niederen Eigenschaften der eigentliche *dschihad*, der »größere Kampf auf dem Wege Gottes«, und wenn ihre Seele endlich Frieden gefunden hatte, waren sie fähig, für den Frieden in der Welt zu wirken.

Man mag meinen, das Bild, das ich vom Islam zeichne, sei zu idealistisch, fern von den harten Realitäten der Politik. Aber als Religionswissenschaftlerin habe ich gelernt, daß man Ideal mit Ideal vergleichen muß. Der schwedische lutherische Bischof Tor Andrae, ein führender Islamwissenschaftler, schrieb in seiner Biographie Muhammads: »Ein religiöser Glaube hat dasselbe Recht wie jede andere ideelle Bewegung, nach dem beurteilt zu werden, was er wirklich will, nicht danach, wie menschliche Schwäche und Erbärmlichkeit das Ideal verfälscht haben.«

Mein Bild vom Islam ist entstanden nicht nur durch jahrzehntelange Beschäftigung mit den Erzeugnissen islamischer Literatur und

Kunst, sondern mehr noch durch den Umgang mit muslimischen Freunden in aller Welt und aus allen Bevölkerungsschichten, die mich liebevoll in ihre Familien aufnahmen und mich mit ihrer Kultur vertraut machten. Meine Dankeschuld ihnen allen gegenüber ist groß, und ich möchte heute einen kleinen Teil davon öffentlich abstaten. Für mich sind es Menschen wie die Solinger Türkin Mevlude Gene, die trotz der schrecklichen Morde an ihrer Familie keinen Haß auf die Deutschen empfindet. Sie sind es, welche jenen toleranten Islam verkörpern, den ich jahrzehntelang kennengelernt habe. Dank gilt auch meinen Eltern, die mich in einer Atmosphäre religiöser Freiheit und Toleranz, durchdrungen von Poesie, erzogen, sowie meinen Lehrern, Kollegen und Schülern, deren jeder auf seine oder ihre Art meinen Horizont erweitert hat.

Großen Dank schulde ich dem Börsenverein des Deutschen Buchhandels, der den Mut hatte, mich in den illustren Kreis der Friedenspreisträger zu wählen, wenn auch Ibn Chaldun, der große nordafrikanische Geschichtsphilosoph des 14. Jahrhunderts, in einer Kapitelüberschrift seines Werkes den Gelehrten denjenigen nennt, »der unter allen Menschen am wenigsten vertraut ist mit den Wegen der Tagespolitik«. Seine Aufgabe ist, Kulturen sich und anderen verständlich zu machen. Martin Buber hat 1953 an dieser Stelle darauf hingewiesen, daß die Akzeptanz des Gegenübers die Grundlage des Dialogs sei. Das gilt auch im Verhältnis des Westens zur islamischen Welt - so sehr auch nach dem Ende des Ost-West-Konfliktes der Islam zum neuen Feindbild zu werden droht. Aber mit Buber glaube ich trotz allem, daß die Völker in ein echtes Gespräch kommen können, in dem beide Partner sich respektieren, wodurch der Gegensatz zwar nicht aus der Welt geschafft, aber menschlich ausgetragen und der Überwindung zugeführt werden kann.

Mein Weg ist nicht der Weg der öffentlichen Deklaration, er ist unspektakulär, aber ich vertraue darauf,

*daß das weiche Wasser in Bewegung
mit der Zeit den harten Stein besiegt.*

Die Worte, die der Herr Bundespräsident in seiner Laudatio gefunden hat, werden mich auf diesem Weg stärken.

Und mit der Bitte um Kraft, zum Frieden

beizutragen, danke ich zuerst und zuletzt dem,
von dem Goethe im »West-Östlichen Divan«
sagt:

*»Gottes ist der Orient,
Gottes ist der Okzident,
Nord und südliches Gelände
liegt im Frieden seiner Hände.*

*Er, der einzige Gerechte,
will für jedermann das Rechte,
Sei von seinen hundert Namen
dieser hochgelobet. Amen.«*

Diese Texte sind urheberrechtlich geschützt. Der Nachdruck und jede andere Art der Vervielfältigung als Ganzes oder in Teilen, die urheberrechtlich nicht gestattet ist, werden verfolgt. Anfragen zur Nutzung der Reden oder von Ausschnitten daraus richten Sie bitte an m.schult@boev.de.

Durch die Digitalisierung der Texte können Fehler aufgetreten sein. Falls Sie Fehler entdecken, wären wir Ihnen für eine kurze Mitteilung dankbar.